

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 57 (2001)
Heft: 4

Artikel: "Wo ist Professor Alt?" : Stationen alttestamentlicher Forschung in Basel
Autor: Smend, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-877988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Wo ist Professor Alt?»

Stationen alttestamentlicher Forschung in Basel

Ansprache zur Eröffnung der Ausstellung anlässlich des
17. internationalen Alttestamentlerkongresses
in der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel am 13. Juli 2001

«Die Strahlen der Sonne vertreiben die Nacht.» Im gleichen Jahr, in dem Sarastro das zum ersten Mal sang, 1791, rief die aufgeklärte alttestamentliche Wissenschaft durch den Mund ihres Göttinger Hauptvertreters den «Tag» aus, der «Buxtorfs Finsternisse» zerstörte. Der Göttinger, es war Johann Gottfried Eichhorn¹, wurde alsbald seinerseits, wenngleich nicht im Namen Buxtorfs, von dem künftigen Basler Wilhelm Martin Leberecht de Wette unsanft in seine Schranken verwiesen². Sein Bild war zwar nicht ganz falsch, aber doch ehrfurchtslos und undankbar gewesen. Zur Zeit der Göttinger Universitätsgründung gab es in Basel schon fast ein Vierteljahrtausend gelehrter Bemühung um das Alte Testament und die Veritas Hebraica. Damit hat Göttingen inzwischen gleichgezogen, aber Basel bleibt ihm uneinholbar voraus. Hier sind heute fünf Jahrhunderte dieser Bemühung zu besichtigen.

Man kann das schon ambulando auf der Strasse tun. Wenige Steinwürfe von dieser Bibliothek, vor dem Spalentor, markieren die «Duhm-Inseln» die Stelle, wo 1928 der interessanteste unter den Basler Alttestamentlern sein schreckliches Ende fand. Zehn Minuten läuft man nordwärts zu dem Haus, das er 1889 am Rhein baute und mit der Hiob-Inschrift versah: «Vom Geruch des Wassers wird er grünen» – eine Prophezeiung, die sich, wie die Studenten konstatierten, an seinem roten Schopf nicht erfüllte. Möchte doch niemals die Hiobs-Post kommen, dass dieses Gemäuer – zugegeben, es ist nicht schön – einem Neubau weichen muss! Duhms Grabstein wurde ans andere Ende der Stadt auf den Wolf-Friedhof versetzt, wo man auch den ebenfalls dorthin translozierten Stein des Nächstälteren unter den drei Giganten der Basler alttestamentlichen Wissenschaft, de Wette, besichtigen kann. Der Dritte (oder richtiger Erste), Johannes Buxtorf, wurde im Münsterkreuzgang beigesetzt, nachdem er in seinem Haus in der Bäumleingasse (heute Galerie Beyeler) sehr viel länger gelebt und gearbeitet hatte als auf der anderen Strassenseite Erasmus von Rotterdam.

¹ In seinem Nachruf auf J.D. Michaelis (Allg. Bibliothek der biblischen Litteratur III/5, Leipzig 1791, 827-906), 858.

² Vgl. R. Smend, W.M.L. de Wettes Arbeit am Alten und am Neuen Testament, Basel 1958, 19ff.32ff.

In den nächsten Wochen hat es, wer jenes halbe Jahrtausend besichtigen will, bequem. Er braucht nicht weite Wege zu machen (von denen es natürlich noch viele andere gibt), sondern sich nur vor die Wände und Vitrinen dieses Raumes zu stellen und zu studieren, was an und in ihnen versammelt ist. Meine Aufgabe ist nicht, Ihnen irgendwelche unter den Exponaten zu erläutern, sondern in wenigen Worten etwas von dem wissenschaftsgeschichtlichen, genauer gelehrten-geschichtlichen Hintergrund zu vermitteln³.

Diese Gelehrten-geschichte gliedert sich ungezwungen nach den drei Giganten, Buxtorf, de Wette und Duhm. Alle drei waren Zuwanderer aus nördlicher Richtung, Buxtorf aus Westfalen, Duhm aus Ostfriesland, de Wette aus Thüringen, jeder mit Zwischenstationen. Buxtorf kam 1588 mit 23, de Wette 1822 mit 42, Duhm 1889 mit 41 Jahren. Mit Basel verwuchs Buxtorf, alsbald Schwiegersohn seines Hausherrn Leo Curio und Gründer einer grossen Familie, am engsten; de Wette, der, als er nicht ganz freiwillig und gegen starke Basler Widerstände kam, seine grosse Zeit zumal als Alttestamentler längst hinter sich hatte, verharrte trotz allem Ruhm und Einfluss in einer eher grösser als kleiner werdenden resigniert-melancholischen Distanz; in Duhm endlich, den man eigentlich nur im Vertrauen auf die energische Empfehlung seines Vorgängers geholt hatte, entband der genius loci unverhofft wahre Urkräfte: Zuvor in Göttingen literarisch durch viele Jahre völlig stumm, brachte er in Basel erstaunlich schnell ein klassisches Buch nach dem anderen heraus; er war eine stadtbekannte, von den merkwürdigsten Gerüchten umgebene Figur. In ihm schien etwas von den Propheten gegenwärtig zu sein, denen seine Lebensarbeit galt. Mochte auch sein grosser Freund in Göttingen, Julius Wellhausen, mit geradezu baslerischer Malice über ihn sagen, es genüge nicht, ein Prophet zu sein, um die Propheten richtig zu verstehen, so hat doch in der modernen Wissenschaft niemand diese Gestalten so präsent gemacht wie er, und das nicht nur mit Hilfe einer Persönlichkeitsidee aus dem 19. Jahrhundert, sondern ebenso sehr mit Scharfsinn und Methode. Was war die Leistung seiner beiden Vorgänger? Ebenso kurz wie grob gesagt: Buxtorf führte die jüdische Sprach- und Textgelehrsamkeit in die christliche Theologie ein, de Wette erwies die Fragwürdigkeit des Alten Testaments als Geschichtsquelle und gab durch die Datierung des Deuteronomiums der Pentateuchkritik ihren «archimedischen Punkt»⁴. Auch der Fernerstehende ahnt, dass hier Fundamentales geschehen ist.

³ Vgl. zum Ganzen A. Staehelin, *Geschichte der Universität Basel 1632-1818*, Basel 1957; ders., *Geschichte der Universität Basel 1818-1835*, Basel 1959; E. Bonjour, *Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Basel 1960, aber auch die detaillierte Darstellung bei Eb. Vischer, *Die Lehrstühle und der Unterricht an der theologischen Fakultät Basels seit der Reformation*, in: *Festschrift zur Feier des 450jährigen Bestehens der Universität Basel*, Basel 1910, 111-242. Sachlich besonders erhellend: Th. Willi, *Basel und die Kontroverse um die Veritas Hebraica*, *ThZ* 53, 1997, 165-176.

⁴ O. Eißfeldt, *Einleitung in das Alte Testament*, Tübingen ³1964, 227.

Was Buxtorfs «Finsternisse» angeht, so kann das Auge, wenn es sich einmal gewöhnt hat, auch dort, ja gerade dort und sogar in der vorbuxtorfischen Zeit, also für die Göttinger Aufklärung im Plusquamperfectum, vieles sehen und sehend geniessen, wobei ihm das opulente Verzeichnis der Basler hebräischen Drucke von Joseph und Bernhard Prijs die beste Hilfe bietet⁵. Da tauchen berühmte Namen auf, mit denen wir nicht gleich Altes Testament und Hebräisch zu assoziieren pflegen und die doch hier ihren Basler akademischen Ort haben: Johannes Oekolampad, Sebastian Münster und nicht zu vergessen der Peterspfarrer Andreas Bodenstein von Karlstadt, dessen Wittenberger Frühschrift «De canonicis scripturis libellus» (1520) ein Präludium zur späteren Pentateuchkritik enthält. Diese und alle weiteren Namen, berühmt oder unberühmt, verteilen sich auf die Sukzessionsreihen zweier Lehrstühle, die bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts in zwei Fakultäten standen: der alttestamentliche in der theologischen, der hebräische in der philosophischen – eine in verschiedenen Varianten auch andernorts begegnende Konstruktion, die das für dieses Fach charakteristische Gewicht der Philologie im Sinn einer auch andere Sprachen und Kulturen einbeziehenden *Philologia sacra* sichtbar zur Geltung brachte. Während sich das Verzeichnis der Inhaber des theologischen Lehrstuhls wie eine Anthologie bekannter Basler Familiennamen liest, wird die philologische Seite in kaum überbietbarer Weise durch den einen, wenigstens in der ersten Generation neuen Namen Buxtorf dominiert: 144 Jahre Johannes I, Johannes II, Johann Jakob und Johannes III, dann nur noch ein paar andersnamige Nachzügler als Ausnahmen, die die Regel bestätigen, und ein letzter Alttestamentler Buxtorf nunmehr in der theologischen Fakultät, der sich vergeblich dem Kommen de Wettes entgegenstellte.

De Wette vereinigte in sich noch einmal und doch für Basel ganz neu alle oder fast alle theologischen Disziplinen, sorgte aber zugleich dafür, dass sie fortan jeweils von wirklichen Fachleuten vertreten wurden. Der erste Alttestamentler in dieser Reihe war de Wettes getreuer Anhänger Johann Jakob Stähelin, der sich der Universitätsverwaltung durch den unschätzbaren Vorzug empfahl, als Sohn eines reichen Eisenhändlers kein Gehalt zu beanspruchen. Der stud. theol. Jacob Burckhardt fand seine Psalmenvorlesung (und nicht nur sie) «meisterlich fad» und trieb unermüdlich seinen Spott mit ihm; in der Sache war ihm Stähelin «ein schauerliches Warnungsbeispiel, wo die Theologen bisweilen hingerathen, die gerne vornehm aufgeklärt und doch daneben orthodox sein möchten»⁶.

Im letzten Drittel des Jahrhunderts suchte man dem Niveau durch Berufungen von auswärts aufzuhelfen. Man holte nacheinander Hermann Schultz aus Göttingen, Emil Kautzsch aus Leipzig und Rudolf Smend aus Halle und fuhr gut mit ihnen, konnte aber jeden nur ein knappes Jahrzehnt halten.

⁵ Erschienen Olten und Freiburg i.Br. 1964.

⁶ J. Burckhardt, Briefe, hg. v. M. Burckhardt, I, Basel 1949, 101.84.

Schultz entschwand über Strassburg und Heidelberg nach Göttingen, Kautzsch über Tübingen nach Halle, Smend direkt nach Göttingen; alle drei blieben Basel eng verbunden. Von ihnen war Schultz am meisten, Smend am wenigsten Theologe, Schultz am wenigsten, Smend am meisten Philologe, und so hatte es seine Logik, dass, als sie später gleichzeitig in Göttingen wirkten, Schultz auf einem fachlich kaum beschränkten Lehrstuhl in der theologischen Fakultät sass, Smend dagegen auf dem Lehrstuhl für Altes Testament und semitische Sprachen in der philosophischen Fakultät – man sieht, dort bestand noch der frühere Basler Zustand mit dem Alten Testament in zwei Fakultäten. In Basel stellte man ihn ein Stück weit wieder her, indem man gleichzeitig mit der Berufung von Kautzsch neben der «gesetzlichen», zur liberalen Theologie hin tendierenden Professur eine Stiftungsprofessur errichtete, die stärker das «positive» Element zur Geltung bringen sollte; ihr erster Inhaber war Conrad von Orelli aus Zürich. Um ihn sammelten sich also die «positiven» Studenten, soweit sich nicht auch sie von Bernhard Duhm bezaubern liessen. Diesem erwuchs in Alfred Bertholet ein Schüler von baslerischer Geburt, der es hier sogar zum persönlichen Ordinarius brachte, sich aber neben Duhm und Orelli wie zwischen zwei Stühlen vorkam und froh war, 1913 nach Tübingen berufen zu werden, von wo ihn eine grosse Karriere nach Göttingen und Berlin führte.

In jenen Jahren, genau nach Orellis Tod 1912, bestand auf einmal die Chance, nach Buxtorf, de Wette und Duhm den vierten Giganten für Basel zu gewinnen. Man gewann ihn auch, hatte ihn dann aber, als hätte man ihn nicht, und verlor ihn wieder, ohne zu wissen, wen man da eigentlich gehabt hatte. Es handelte sich um den damals gut 30-jährigen Albrecht Alt, der, wenngleich theologisch nicht übermässig interessiert und zudem ein Lutheraner, doch kirchlich rechts stand und somit auf die Stiftungsprofessur zu passen schien. Aber weil er literarisch nicht besser ausgewiesen war als einst Duhm, zögerte man, und als er endlich kam, las er nur einen Sommer, den Sommer 1914. Dann musste er in den deutschen Heeresdienst, und diesen gelang es ihm dort abzuleisten, wo er sich immer am liebsten aufhielt, nämlich in Palästina. In Basel liess er sich bis kurz vor Kriegsende nicht blicken – «Wo ist Professor Alt?» –, und als er dann seine Arbeit wieder aufnahm, tat er es nur für einige wenige Jahre. Halblaut füge ich hinzu, dass an seinem baldigen Fortgang die unglückliche Liebesgeschichte mit einer hiesigen Kollegentochter beteiligt gewesen zu sein scheint. Unter seinen Schweizer Verehrern ragte Wilhelm Vischer hervor, der es sich allerdings später durch sein «Christuszeugnis des Alten Testaments» gründlich mit ihm verdarb. Als ich Alt anfangs der fünfziger Jahre auf Basel ansprach, sagte er, was ihn betreffe, so habe er sich dort mit Bernhard Duhm gut verstanden, und was mich betreffe, so hoffe er eines Tages eine von mir dort geschriebene Arbeit über etwas Ugaritisches oder Aramäisches zu lesen.

Alt und Duhm – das war einmal eine für kurze Zeit bestehende, von ganz wenigen, darunter Wilhelm Vischer, in ihrer Bedeutung erfasste Realität. Wäre Alt geblieben und hätte sich der grosse Norweger Sigmund Mowinckel entschliessen können, die ihm angetragene Nachfolge Duhms anzutreten, dann hätte sich, vielleicht für Jahrzehnte, eine kaum weniger grossartige Konstellation ergeben. Wäre und hätte! Aber was Basel stattdessen bekam, war keineswegs verächtlich, ja es machte die hiesige theologische Fakultät gerade auch im Alten Testament zu einer der besten Adressen. Walther Eichrodt und Walter Baumgartner hatten ausser dem Vornamen nicht viel gemeinsam – und auch den schrieb der eine mit, der andere ohne h –, aber gerade damit realisierten sie, der alttestamentliche Theologe und der Hebraist im weitesten Sinn (bei dem Albrecht Alt mit Recht gleich an Ugaritisch und Aramäisch dachte), die Idee, die einst hinter der Aufteilung des Fachs auf zwei Fakultäten gestanden hatte. Denkwürdig bleibt dabei, dass der dritte grosse Deuter des Alten Testaments in Basel nach de Wette und Duhm, der miserable Hebraist Karl Barth, für den Hebraisten entschieden mehr Sinn hatte als für den Theologen – worauf Baumgartner freilich eher sauersüss reagierte.

Immerhin, hier gab es ein Gespräch, ein Gespräch, von dem wir dadurch wissen, dass es grossenteils in Briefen vonstatten ging⁷. Wie vieles, das es da innerhalb des Faches und zwischen den Fächern gegeben hat, ist uns unwiederbringlich verloren! Nur durch den Zufall der Abkunft weiss ich von der Genugtuung, die es meinem Grossvater für den Rest seines Lebens bereitete, dass er Jacob Burckhardt auf einem Spaziergang nach Grenzach (ins «Ziel») davon zu überzeugen versucht hatte, dass Rembrandt vom Alten Testament mehr verstand als Rubens – höchstwahrscheinlich vergebens. Noch lieber male ich mir ein Gespräch aus, das – warum eigentlich nicht? – der klassische Ästhet Burckhardt und der biblische Ästhet Duhm geführt haben könnten, etwa über Jes. 60 («Mache dich auf, werde Licht; denn dein Licht kommt ...»), ein Kapitel, das die «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» in einem Atem mit «Der du von dem Himmel bist...» als «unvergleichlichen Ausbruch der Inspiration» unter die Höhepunkte aller Poesie rechnen⁸, während Duhms Jesajakommentar trocken bemerkt: «Nach einem ersten Aufschwung erlahmt wie gewöhnlich die poetische Kraft des Vf.s und arbeitet sich mühsam, mit Wiederholungen und Entlehnungen, zum Ende durch.»⁹ Was für ein Thema!

Wenn ich zum Schluss noch einmal an eigene Erinnerung anknüpfen darf: Trotz Albrecht Alt schrieb ich in den fünfziger Jahren nicht über etwas Ugaritisches oder Aramäisches, sondern, von der Aussicht auf Schweizer Franken verlockt, über einen jener Basler Giganten. Eine der damaligen Autoritäten

⁷ Vgl. R. Smend, *Bibel, Theologie*, Universität, Göttingen 1997, 194-208.

⁸ *Das Individuum und das Allgemeine* (gegen Mitte): Erstausgabe Berlin und Stuttgart 1905, 224; Kritische Gesamtausgabe X, München und Basel 2000, 283.506.

⁹ 1. Aufl. Göttingen 1892, 418; 5. Aufl. Göttingen 1968, 447.

des Faches, nicht in Basel, bedankte sich für das Buch mit dem Satz, man könne daraus wieder einmal sehen, wie fern uns doch die Probleme unserer exegetischen Vorväter lägen und wie weit wir es seitdem gebracht hätten. Diese Erneuerung des «Post tenebras lux» von 1791 irritierte mich, und ihre Wiederholungen auf dem jeweils neuesten Stand unseres Wissens tun das bis heute. Sicher: zwischen den Lexikographen und Grammatikern Johannes Buxtorf I und II einerseits, dem Lexikographen Walter Baumgartner und dem Grammatiker Ernst Jenni andererseits liegt in vieler Hinsicht ein gewaltiger Fortschritt, und es steht völlig ausser Frage, dass es die beiden Letztgenannten sind, die wir bei der täglichen Arbeit konsultieren. Aber wer dazu hin und wieder die entsprechenden Folianten oder Scharteken der beiden Buxtorfs aufschlägt und sich womöglich für eine Weile in ihnen festliest, das *Lexicon Chaldaicum, Talmudicum et Rabbinicum* oder den *Thesaurus Grammaticus Linguae Sanctae Hebraeae*, ist hier wie sonst überrascht, wie sehr wir in einem Fach wie diesem trotz allem immer noch auf den Schultern unserer Vorgänger und Vorvorgänger stehen. Wir wissen vieles, was sie noch nicht wussten, aber auf anderer Ebene wussten sie auch manches, was wir nicht mehr wissen und was noch oder wieder zu wissen uns wohl gut täte. Und wenn wir ihre Wege als Menschen und als Gelehrte betrachten, dann wird uns schnell die Meinung vergehen, sie hätten es leichter gehabt als wir. Im Umgang mit ihnen können wir eine Tugend lernen, die auch für Alttestamentler «eine Zier» ist: Bescheidenheit.

Rudolf Smend, Göttingen